

„Bei mir sind es eben zwei Familien“

Behandlungsbericht über ein achtjähriges Pflegekind unter dem Aspekt der Bedeutung der biografischen Anamnese

Das Jugendamt ergriff die Initiative und meldete Ulrike*, acht Jahre alt, in der Beratungsstelle an. Die Pflegemutter machte sich Sorgen wegen Ulrikes plötzlich auftretenden Sehstörungen und Schwindel. Es gebe auch Konflikte mit einem der Kinder in der Pflegefamilie. Und: Ulrike sei so still.

Von Anfang an schien Ulrike, ein blondgelocktes Mädchen mit zartem Körperbau, mit den Besuchen in der Beratungsstelle einverstanden zu sein. Sie verhielt sich auch hier still und wohlgezogen und hatte großes Interesse an Spielen, bei denen man gewinnen kann. Sie kannte die Spielregeln genau und hielt sie exakt ein. Gespräche kamen zunächst nicht in Gang.

Bald dämmerte es mir, dass Ulrike über vieles nicht Bescheid wusste. Sie durchschaute nur einen Bruchteil der Rahmenbedingungen, innerhalb derer sie sich bewegen sollte. Das war für Ulrike so alltäglich, dass sie es hinnahm, ohne nachzufragen.

Kinder brauchen für eine gesunde Entwicklung haltgebende Beziehungen und die Möglichkeit, sich verlässlich orientieren zu können. Pflegekinder sind dabei in einer besonders schwierigen Situation. Sie haben es mit zwei Familiensystemen zu tun, die unterschiedliche Normen und Werte haben. Nicht selten besteht zwischen der Herkunftsfamilie und der Pflegefamilie eine gewisse Spannung, die für die Kinder nicht erträglich ist und verdrängt werden muss. Eine Verselbständigung im seelischen Erleben wird dadurch behindert.

Was genau los war und warum und was das mit ihr zu tun hatte — Ulrike wusste es nicht. Sie hatte für sich die Not-Lösung gefunden brav zu sein und nicht nachzufragen.

Ihrer Irritation und der Scham über die empfundene eigene Dummheit versuchte sie auf diese Weise zu entgehen. Unsere Zusammenarbeit sollte Ulrike eine alternative Verarbeitungsform ihrer Konflikte eröffnen.

Die Pflegefamilie und die leibliche Mutter hatten die nicht gestellten Fragen des Kindes nicht vermisst, unbewusst wohl eher die daraus für sie folgende Entlastung begrüßt. Ulrike hatte sich angepasst, um alles in der Balance zu halten — eine Verantwortung, die sie überforderte.

In der Schule kam Ulrike gut zurecht. Da wurde viel erklärt. Die Anforderungen an Disziplin und Ordnung waren täglich erneut Thema — und Ulrike war von Anfang an mit dabei und gehörte zur Klasse wie jedes andere Kind auch. Hier war sie nicht das Pflegekind, sondern einfach Klassenkameradin.

Doch dann stand eines Tages in der 3. Klasse das Thema „Stammbaum“ auf dem Lehrplan. Ulrike in Not! Nun würde sie also doch wieder irgendwie anders dastehen als die anderen Kinder und nicht Bescheid wissen. Zu diesem Zeitpunkt kam Ulrike bereits seit sechs Monaten in die Beratungsstelle. Zwischen uns war ein Arbeitsbündnis zustande gekommen und so erzählte mir Ulrike von der Hausaufgabe, die sie anfertigen sollte: Name und Alter der Großeltern, Eltern und Geschwister waren zu sammeln und aufzuschreiben. Über ihre Gefühle verriet Ulrike nichts.

Von der Pflegemutter bekam sie eine Skizze mit den Verwandtschaftsverhältnissen aus beiden Familien — soweit bekannt. Damit konnte sie im Unterricht bestehen. Ulrike war nun offen, mehr zu erfahren. Unsere Zusammenarbeit änderte sich. Ul-

rike kam in der Regel einmal die Woche für 60 Minuten. Einen Teil der Sitzung verwendeten wir nun für die Sammlung ihres biografischen Hintergrundes. (Die darüber hinaus relevanten Aspekte der Behandlung sollen in diesem Bericht unberücksichtigt bleiben).

Ulrike hatte Fragen an die Pflegemutter (der Pflegevater hatte sich ganz auf die Rolle des Familienernährers zurückgezogen), traute sich aber nicht die Fragen zu stellen. Wir verabredeten, die Pflegemutter zu Beginn der nächsten Sitzung mit ins Behandlungszimmer zu bitten. Um dem Kind Entlastung anzubieten und ein Identifikationsangebot zu machen, versprach ich, Ulrikes Anliegen zu formulieren und im Gespräch falls notwendig zu vermitteln. Dabei sollte es um das von Ulrike als ungerecht erlebte Fernseh-Reglement gehen, um die Pflichten im Haushalt und um die Besuchsregelung zu Maria*, wie Ulrike ihre Mutter nennt.

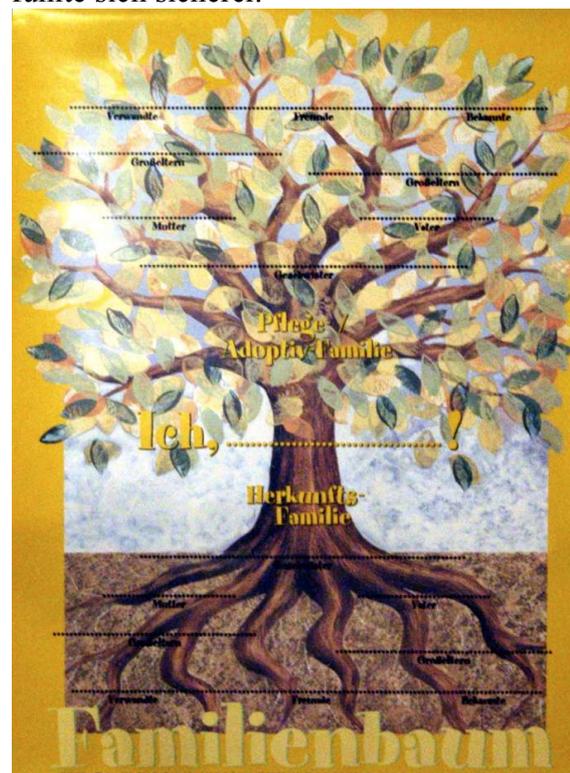
Die Pflegemutter gab bereitwillig Antworten. Ulrike konnte sich nun manches besser erklären und sie konnte erleben, dass ihre Fragen legitim waren. Unter vier Augen gab Ulrike dann auch ihre Kommentare ab. Weil unausgesprochene Inkongruenz viel seelische Kraft kostet, haben wir sorgfältig nebeneinander gestellt, wie unterschiedlich ihre beiden «Mütter» denken und erziehen. Für ein Kind in einem derartigen emotionalen Spagat verringert sich damit die Gefahr, das Problem mit Unaufrichtigkeit zu überspielen.

In mir hatte Ulrike eine Gesprächspartnerin gefunden, bei der sie etwas mehr Offenheit wagen konnte — gehörte ich doch weder in die eine, noch in die andere Familie. Gemeinsam konnten wir aussprechen, wie „blöd“ es ist, „dazwischen zu hängen“. Und dass Ulrike sich das überhaupt nicht ausgesucht hat und es auch nicht ihre Schuld ist! In der Folge gab es noch viele Anlässe, über Ulrikes Loyalitätskonflikte zu sprechen und was sie in der einen Familie gut findet und was in der anderen. In manchen Sitzungen wollte sie aber von ihren Familien nichts wissen.

Auf der Basis wachsenden Selbstwerterlebens und im Vertrauen auf die erlebten Mitwirkungsmöglichkeiten entwickelte Ulrike ein Gefühl für die je unterschiedliche Beziehungsdynamik in den beiden Familien. Sie fand Worte für bisher Unausprechliches und verhielt sich auch sonst nicht mehr so still.

In einer Sitzung schrieb Ulrike Maria einen Brief und lud sie in die Beratungsstelle ein. Nach langer Wartezeit, die Ulrike beredt entschuldigte, kam Maria in die Sitzung und brachte sogar zwei Fotos mit. Ich fragte nach den Umständen von Ulrikes Geburt, Ulrike fragte nach dem Verbleib der beiden (Halb-)Geschwister. Das war eine Frage mit hoher emotionaler Ladung, beinhaltete sie doch unausgesprochen weitere Fragen: Warum hast Du (Maria lebt ohne Partner) uns weggegeben? Und warum den Jürgen* nicht? Warum darf der bei Dir sein und warum ich nicht? Für die Antworten auf diese Fragen schien Ulrike noch nicht reif zu sein. Also stellte sie sie nicht.

Ulrike ging es aber besser. Die Sehstörungen und der Schwindel traten seltener auf. Sie wurde mutiger, Fragen zu stellen und fühlte sich sicherer.



Beim Bundesverband der Pflege- und Adoptivfamilien e.V. (PFAD) www.pfad-bv.de bestellte ich für die Arbeit mit Ulrike das Poster FAMILIENBAUM (siehe Abbildung). In das Poster haben wir jede neu gewonnene Information über Ulrikes Familien geklebt: die Daten der Verwandten in den Wurzelbereich; in die Baumkrone kamen die Daten der Personen aus der Pflegefamilie und aus dem Freundeskreis. Symbolisch konnte Ulrike mit Hilfe der Postervorlage an einer harmonischen Koexistenz aller Personen arbeiten, die in ihrem Leben eine wichtige Rolle spielen. Das Poster vereint das Kind und beide Familien in einem Bild. Beim Familienbaum gehört alles zusammen, Konkurrenz tritt zurück.

Bei der gemeinsamen Erarbeitung der Biografie des Kindes erfährt es sich als aktiv mitwirkend in einer altersgemäßen Weise. Die Eigenart der Umstände und die eigene Art des Kindes werden respektvoll gewürdigt und unterstützen die Entwicklung eines positiven Selbstbildes. Gleichzeitig wird dem Kind vermittelt, dass in seinem Leben die Erziehungsverantwortung erneut wechseln kann — eine besondere Anforderung, die auch von dem Kind eine besondere Verarbeitungsform verlangt.

Pflegekinder bedürfen in besonderer Weise der kommunikativen Kompetenz der Erziehungspersonen und der beteiligten Fachkräfte. Die ständige Gefahr (real und in der Fantasie) sich wiederholender Beziehungsabbrüche oder –unterbrechungen sind ein Angriff auf das verletzte Urvertrauen des Kindes. Flucht in die Opferrolle oder in die Rolle des/der Alleinschuldigen muss befürchtet werden.

Über die Monate hinweg füllte sich Ulrikes Familienbaum allmählich. In fast jeder Sitzung schlug sie vor, an dem Poster weiter zu arbeiten. Währenddessen führte ich Protokoll und notierte alle die anderen Informationen, die Ulrike betrafen. Dabei achtete ich auf gute Verständlichkeit, denn es war vereinbart, dass der Text für sie bestimmt ist und sie ihn zusammen mit dem Poster mitnehmen kann.

Der Bericht enthielt unter anderem Angaben über ihre Geburt und ihre körperliche Entwicklung, ihre Vorliebe für Hängematten und Schaukeln und ihre liebsten Kinderbücher. Auch die Entstehung einer Narbe am Handgelenk (von einem Roller-Unfall) ist im Text festgehalten. Ulrike kann darin zum Beispiel die Namen ihrer Kindergärtnerinnen und Freundinnen wiederfinden oder sie kann nachlesen, welche Kinderkrankheiten sie durchgemacht und welche Reisen sie unternommen hat. Etwas über die Art und Qualität der Beziehungen wollte sie gestrichen haben.

Die Therapie erstreckte sich über insgesamt 72 Sitzungen innerhalb von zwei Jahren. Sie erschöpfte sich nicht in der Erarbeitung der biografischen Anamnese, aber dieser Aspekt war unerwartet in den Fokus unserer Zusammenarbeit gerückt.

Ulrike war nun weitaus besser orientiert. Kein Grund mehr, schamhaft zur Seite zu blicken oder ihr Schuhband zu richten, wenn Klassenkameradinnen sich über frühere Erlebnisse austauschten. Keine Verlegenheit, wenn die Frage kam: Bist Du auch in den Kindergarten XY gegangen?

Erzählungen, die andere Kinder an Geburtstagen zu hören bekommen — Ulrike kann sie ersetzen, indem sie in ihrem Bericht nachliest. Und was da nicht drin steht? Ulrike hat gelernt zu fragen!

Edith Kerbusk-Westerbarkey

* Alle Namen geändert

**Veröffentlicht im Jahresbericht 2004 der
Evangelischen Beratungsstelle Stormarn**